

# Die Zeitschrift

Nr. 23

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1910

## Der Träumer.

Erzählung von Ernst Preczang.

(Fortsetzung)

Die schönen Tage von Rönneke sind nun bald vorüber.“ Grete Helms ließ die Finger auf den Tasten ruhen und sah vor sich hin.

Martin erschraf. Sie bemerkte es nicht und wandte sich zu ihm: „Spätestens in acht Tagen muß ich reisen.“

Er blickte sie bestürzt an. Dann sagte er leise: „Können Sie nicht noch ein wenig länger bleiben?“

„Nein. Ich habe bald mein erstes Konzert, und einige Zeit brauche ich zur Vorbereitung.“ Sie stand auf und reichte die Arme. „Ich fühle mich ja so kräftig und arbeitsfroh wie nie!

Sonne, See und Ziegenmilch Sie haben wohl gar nicht bemerkt, wie ich hinter den Töpfen her war? ach, Sie sind ein so guter Mensch, Herr Muhl . . . ja . . .“ sie wurde ernst . . . „auch das hat zu meiner Erholung beigetragen. Ich bin Ihnen sehr, sehr dankbar.“

Er stand verlegen vor ihr . . . „Ach . . .“



Flußzene aus Ceylon.

ich möchte Sie wohl gern einmal in einem Stau-  
zert hören."

"Waren Sie nie in Berlin?"

"Nein. Aber vielleicht..." Er dachte nach.

"Vielleicht kommen Sie einmal? Oh, das  
wäre prächtig! Ich würde mich herzlich freuen  
und verspreche Ihnen schon jetzt einen guten  
Platz."

Er sah zu Boden, wurde glotzt und ließ  
leise, atemlos heraus: "Gibt es... in Berlin  
Leute, die einen prüfen würden?"

Sie trat erstaunt einen Schritt zurück: "Sie  
möchten Künstler werden?"

Er sah ihr lange in die Augen.

Sie ging zum Fenster, blickte eine Weile  
hinaus und kam zurück: "Tun Sie das nicht,  
Herr Muhl."

"Sie... Sie meinen, es wird nichts?"

"Wollen Sie eine ganz offene Antwort?"

Er nickte.

"Nun: ich glaube... wissen kann man in  
diesen Dingen nichts... daß Sie schweren, sehr  
schweren Enttäuschungen entgegengehen. Sie  
müßten fast von vorn anfangen; dazu sind Sie  
schon etwas alt. Sie würden jahrelang ohne  
nennenswerte Einnahmen leben müssen und  
hohe Unterrichtshonorare zahlen. Können Sie  
das?"

Er verneinte stumm.

"Nur wenn Sie eine Energie besitzen, die  
sich durch nichts, aber auch nichts niederdrücken  
läßt, dann... Aber haben Sie die?"

Er atmete tief auf: "... Ich bleibe also  
Dorfschreiber."

Sie versuchte zu scherzen: "Und werden mal  
Bürgermeister von Kömmelshagen."

"... Gute Nacht, Fräulein."

"Gute Nacht, Herr Muhl. Vielleicht ist das  
Leben eines Dorfschreibers wirklich angenehmer  
als das eines armen Künstlers."

Er antwortete nicht.

In der folgenden Nacht suchte Grete Selius  
vergeblich den Schlaf; sie mußte auf die uner-  
müddlich wandernden Schritte hören, die durch  
die Zimmerdecke klangen.

Der letzte Tag war gekommen.

"Ich will Abschied vom Meer nehmen,"  
sagte Grete.

Er nickte stumm und nahm seinen Hut.

Es war ein heißer Tag; die Menschen lagen  
wie tote Seehunde im weißen Ufersande.

Das Wasser blühte, ein unendlicher Spiegel.  
Die kleinen, zitternden Wellen, die ein kaum  
spürbarer Hauch zum Strande trieb, funkelten  
glibernd auf und rollten mit silbernem Glänzen  
in den Sand. Boote trieben auf dem Wasser,  
Segel schimmerten und schwarzer Dampferrauch  
zog hoch hinauf in die fleckenlose Bläue des  
Himmels.

"Wie schön ist das alles!"

"Ja." Er sagte es ohne innerliche Anteil-  
nahme.

"Warum freuen Sie sich nicht? Woran  
denken Sie?"

"Ob Sie noch einmal hierherkommen  
werden?"

"Dann. Ich liebe es, in jedem Jahre eine  
andere Gegend aufzusuchen."

"Darf... darf ich Ihnen mal schreiben?"

"Gewiß... Das heißt: vielleicht ist es  
besser, Sie tun es nicht."

"Warum?" Er sah sie nun ganz wach und  
gespannt an.

Es ging etwas wie Unsicherheit über ihr  
Gesicht. "Dort ist ja Ihre berühmte Höhle. Ich  
denke, da wird Kühe sein."

Sie kletterten hinein. Grete setzte sich auf  
den großen Stein, auf dem einst der Kantor  
geessen. Martin lehnte sich ihr gegenüber an  
die Wand.

"Warum?" fragte er noch einmal.

Sie sah nachdenklich an ihm vorbei, ins

Areie, wandte ihm dann voll ihr Gesicht zu und  
sagte ruhig: "Weil ich Sie gern habe."

Er errödete und stotterte bestürzt: "Aber  
... das... das... ist doch kein Grund..."

"Doch. Für mich ja." Ihre Stirn zog sich  
krampfhaft zusammen. "Wir wollen nicht mehr davon sprechen."

Hestig: "Es ist so dünn..."

Er starrte sie verständnislos an. "Was  
ist...?"

"Es ist unflug, sich selbst Störungen und  
Hindernisse zu schaffen. Keine, aussichtslose  
Kämpfe."

"Aussichtslose..."

"Ich bin zehn Jahre älter als Sie, Herr  
Muhl. Ich weiß, wie das Leben mit unsereinem  
unspingen kann... Nein, nein, nur nicht  
wieder vom Wege abkommen."

"Sie denken nur an sich."

"In erster Linie ja. Aber auch an Sie.  
Ich will Sie nicht aus Ihren ruhigen Ver-  
hältnissen herausreißen, um es Sie später be-  
dauern zu haben."

"Ich würde es nie bedauern, solange ich in  
Ihrer Nähe wäre."

"Lieber Herr Muhl. Das Leben ist so  
fürchterlich brutal und schon mit viel, viel  
Stärkeren als Sie fertig geworden." Sie er-  
zwang ein Lächeln: "Was Sie bis jetzt gehört  
haben, war Piano und Geige. Aber wenn das  
Schicksal den Brunnabaz streicht und auf uns  
Bauke schlägt, dann sieht sich alles mit anderen  
Augen an... In einigen Wochen wird Ihnen  
unserer Begegnung eine schöne Episode sein,  
nichts weiter."

"Ich habe Sie sehr lieb, Fräulein Selius."

"Es scheint so... leider, leider... Aber  
vielleicht hat Sie auch nur die Musik betört?  
... Hoffen wir's!" Sie erhob sich schnell und  
reichte ihm die Hand. "Lassen Sie uns als  
gute Freunde, die gern aneinander denken,  
abschieden. Es war ein herrlicher Sommer, und  
ich werde ihn nie vergessen. Nie!"

Sie verließen die Höhle und wandten sich  
nach dem Dorfe zurück. Die Abenddämmerung  
stieg aus dem Wasser und legte sich, ein feiner,  
durchsichtiger Nebel, vor die Sonne, die als  
dunkelrote Scheibe dicht über dem Meer in den  
Wolken saß und einen goldhellen Streifen über  
die See zu den beiden Wandernden warf.

Martin schien kleiner geworden zu sein, ge-  
bückter, sein Schritt schwerfällig wie einst.

Am Horizont, quer durch den Goldstreifen,  
glitt langsam ein Biermaster. Er hatte des  
flauen Windes wegen alle Segel gefeiert und war  
nun über und über mit weißem Tuch bedeckt.  
Nur ein Stück Rumpf und die Mastspitzen sahen  
daraus hervor.

"Wo mag das Schip hengahn..." sang  
Grete leise.

Martin sah erstaunt auf.

Sie lächelte. "Ja, ich habe die Strophe ge-  
funden; sie lag in Ihrem Geigenkasten. Sind  
die Verse von Ihnen?"

"Ja." Er fügte eine geringschwebende Geite  
hinzu.

"Mir gefällt es gut..." Sie sah in die  
Sonne. "Vielleicht, weil ich auch nicht weiß,  
wohin mein Schiff geht... Aber wer weiß  
das?"

Und während sie weiterritten, summete sie  
wieder, aber es schien, als suchte sie erst die  
Melodie.

Als Martin aufmerksam wurde, begegneten  
sich ihre Blicke. Zwei Sekunden sahen sie sich  
an. Dann verstummte sie. Und nun schien es,  
als ob auch sie an Elastizität verlore und etwas  
Schweres unabweisbar auf ihr laste. Sie sah  
hinüber nach dem weißen Biermaster, der lang-  
sam im Nebel verschwand, holte tief Atem und  
richtete sich gewaltig auf wie jemand, der seine  
ganze Willensenergie gegen eine innere Schwäche  
aufbietet.

Sie kamen schweigend im Muhlhaufe an.

Martin flüsterte sein Vieh und melkte die  
Ziege; die hilfereichen Nachbarinnen ließen sie  
ja in seinem Hause nicht mehr bliden. Er  
brachte die schäumende Milch in einer weißen  
Karaffe ins Fremdenzimmer.

Grete dankte ihm durch einen langen  
freundlichen Blick.

Er lehnte sich an der Tür noch einmal um  
"Musizieren wir?"

Sie sah am offenen Fenster, den Kopf in  
die Hand gestützt: "Ich habe etwas Kopf-  
schmerzen."

"Nein, dann lassen wir's natürlich."

"Vielleicht... wenn mir besser wird...  
ruhe ich Sie, ja?"

Sie schien ihm so völlig verändert, daß er  
unwillkürlich einen Augenblick stehen blieb, um  
sie forschend zu betrachten.

"Nein..." Sie winkte.

Er ging in seine Kammer hinauf und feu-  
erte auch an das Fenster, um ihr so nahe al-  
möglich zu sein. Er konnte nichts andere  
denken als: morgen bist du wieder allein. Was  
allein. Und du wirst sie nie wiedersehen, ni-

Der Abend breitete seine Schatten in  
Zimmer aus; kühl wehte der Duft von den  
Gartenbeeten herein. Der Nebel kam von  
Wasser, schien im Garten stillzustehen und sie  
zu sammeln. Er ballte sich immer mehr zu-  
sammen und mischte sich mit der Dunkelheit.

Martin stand auf. Er wollte hinunter-  
gehen und der Freundin irgend etwas Gute  
und Liebes sagen. War sie nicht auch allein wi-  
er? Verrät sie nicht auch? Oder täuschte er sich?  
Er ließ den Türgriff los und stand zweifelnd  
mitten in der Kammer. Plötzlich hörte er.

Unten wurden die Tasten angeschlagen;  
weich und leise zuerst, wie prüfend. Aber all-  
mählich tönte es lauter und lauter, raudte  
empor zu stürmischen Akkorden und sank na-  
und nach wieder herab zu leisem Gefflüster.

Martin stand wie gebannt bei diesem Be-  
spiel; sein Herz zitterte und seine Hände bebte.

Nun sang Grete zum Spiel. still und vo-  
tönte es aus dem Fenster da unten, schweb-  
te in Dunkel und Nebel hinein, stieg auf und flüd-  
tete in Martins Ohr:

Wo mag das Schip hengahn?  
Wiet in der Welt.  
In Sturm und Ozean,  
Vor is sien Zeld.  
Ja itah hier op 'n Vann'.  
Wo is mien Stürmann?  
Wo mag mien lütte Rahn.  
O, Mudding, jegg.  
O, Mudding, jegg.  
Wohu mag hei, wohu mag he i woll gahn?...

Als das Lied geendet, ward es unten still  
ganz still.

Martin riß die Tür auf und stürmte hin-  
unter. Das Fremdenzimmer war verschlossen.  
Er wartete sich mit seiner ganzen Schwere an  
die Klinke und riß mit beiden Fäusten dara-  
Sie brach ab und fiel klingend zu Boden. Er  
stürzte gegen die Tür.

"Fräulein Selius... Grete..." Was  
atemlos.

Sie antwortete nicht. Er hämmerte mit  
den Fäusten an die Tür. "Grete... Grete..."

Ein Schluchzen, das von drinnen kam, ließ  
ihm die Arme sinken.

"Nein... Martin... Dies soll mei-  
Abschied von Dir sein. Geh, geh!"

Und nun weinte sie so laut, daß er wie  
irrsinnig im Flur hin und her lief und endli-  
barhäuptig aus dem Hause stürmte.

Er rannte in den Dünenwald, stieß gege-  
die Bäume und hörte ein wirres Durcheinande-  
um sich brausen. Nur eins tönte immer wieder  
heraus, der grollende, zornvolle, rauschende  
Akkord: "In Sturm und Ozean..." Er fiel  
über Baumwurzeln und riß sich die Hände  
blutig, er jagte die Dünen hinab zum Strand  
und geriet in das seichte Wasser. Er tannelt:

zurück in den Sand, warf sich zu Boden und meinte, nun müsse die See sich turnhoch erheben, über ihn fortstürmen und das Land verablängen . . .

Aber das Meer rann mit halblautem, züngelndem Plätschern an den Strand. In taftmäßigen Auf und Ab, in unbekümmertem, gleichgültigem Atmen. Gran und dicht stand der Nebel über dem Wasser und verschluckte das Leuchtfeuer, das drüben auf der felsigen Insel brannte. Dampfe Schläge klangen in die Nacht: Schüsse aus der Signalkanone, die die weggehenden Schiffer warnten.

Klaus Langhorn wollte in aller Frühe auf den Klünderfang und kam in Velhut und Korkweste die Düne hinunter. Sehr gemächlich, jeden Schritt fozusagen überlegend. Klaus hatte it et's Zeit und verlachte die „Spinnenbeine“, die aus einem Tag glaubten zwei machen zu können und doch nur zwei Schritte für einen machten. Außerdem trug er Wasserstiefel, die den Siebenmeilenstiefeln des Märchens ähnelten - im Format, nicht in der Schnelligkeit.

„Sich“, sagte Klaus, „dor liegt ja woll ein.“

Er schenkte einen kleinen Abstecker von seinem geraden Wege nicht, um zu dem Daliegenden zu gelangen, der das Gesicht der Erde zuehrte.

„Dreih<sup>1)</sup> di mal um. Du kriegst Sand in Dien Räs. Bun dei Sort Snufftobak kann ein nicht alltoveel verdragen.“ Er wälzte den Schnarchenden herum. „Jä, wat is dat? Martinig? Den Deubel of, Minsch, wat häst Du för Geschäfte hier?“

Martin richtete sich halb auf, mit verstörtem Blicken: „Klaus Langhorn?“

„So blin id döfft<sup>2)</sup> und dat is mien christlichen Namen.“

„Ist sie schon fort?“

„Sie? Wat is dat för 'ne Sie? Dien Vadegast? Sm, hm. Dei Lüd kköht<sup>3)</sup> allerhand dumm Tüg<sup>4)</sup> vun Zu<sup>5)</sup>. Und Klein-Wiezing hätt ja woll jeht immer rotweente Dogen. Na, mi geht dat niz an. Ich mag dei Klavierpeelern woll liden. Unse Deerns sünd of nich immer dei besten, wenn's of mit Holtstüffeln<sup>6)</sup> op de Welt kamt. Jä, Du maast fen klaut<sup>7)</sup> Gesicht, mien Jung.“ Er zog eine Flasche aus seinem Futterbeutel. „Da, drink mal 'n lütten.“

Martin nahm ihm den Kornbraunwein aus der Hand, trank, setzte ab, trank wieder und so zum dritten und vierten Male.

„So hew it dat nich meint“, sagte Klaus. „Nee. Aber drink man ut. Soveel seh id ja: mit Voddermilk is hier niz to maken.“

„Ist der erste Zug schon fort?“

„Dei Nsenbahn?“ Klaus Langhorn zog ein dickes Messinggehäuse aus der Tasche, schüttelte es und studierte das Zifferblatt genau. „Dei is ja woll sief<sup>8)</sup>. Denn ward dat also ungefähr halb söß sien. Dreivettel<sup>9)</sup> söß geist dei irste Zug. Neben Dag op dei Minut. Nee, segg mi bloß, Martinig, wi maast de Lüt dat? Op dei Minut Dag för Dag!“ Er schüttelte den Kopf. „Dor kann 'k mi gornich nau<sup>10)</sup> über wunnern . . . Wilt Du all gahn? Na, denn griiß man Dien Klavierpeelerich vun mi und segg ihr, id bare segg: Dei Kömmelsbagener Zungen<sup>11)</sup> wören solten<sup>12)</sup>, aber dei Kömmelsbagener Zungen wören sänt<sup>13)</sup> . . . Adies of.“

Sie drückten sich die Hände und gingen in verschiedenen Richtungen davon.

Martin kletterte die Düne hinauf und lehnte sich an einen Baum. Ihm war launelig, schwach und elend zumute.

Der Pfiff einer Lokomotive schreckte ihn auf. Er begann zu laufen. Dann fiel ihm ein, daß er den Zug ja doch nicht mehr erreichen könne. Nun schlich er dahin. Eine schwache

Heimung blickte in ihm auf: vielleicht wartete sie auf ihn. Wieder beschleunigte er sein Schritte.

Als er in das Dorf kam, hatte er die Empfindung, an einem ganz fremden Ort zu sein. Alles schien ihm verändert: die Häuser, die Bäume und die wenigen Menschen, die ihm in dieser Frühe begegneten und ihm schen und verwundert nachblickten . . .

Im Muhlhause herrschte Stille. Die Fenster des Fremdenzimmers standen weit offen; die Tür war nur angelehnt.

Er trat vorsichtig ein und sah sich um. Grete Helius war fort.

Auf dem Tisch lag ein Notenblatt mit der Aufschrift: „Wo mag dat Schip hengahn . . .“ Darunter in kleiner Schrift: „Meinem lieben Martin.“

Er ging in das Schlafzimmer. Es sah aus, als sei es nie bewohnt gewesen. Auch dort hatte sie das Fenster geöffnet. Ein frischer Luftzug strömte durch beide Zimmer. Born leuchtete schon die Sonne hinein. Martin suchte nach irgendeinem Gegenstand von der Abgereisten, aber sein Blick fiel nur immer wieder auf das Notenblatt als das einzige, das sie zurückgelassen. Er irrte in Haus und Hof umher, wari dem Vieh mechanisch etwas vor, nahm in der Stube gedankenlos eine Mütze vom Nagel und verließ das Haus.

Er ging zum Bahnhof. Sie konnte sich ja verspätet haben. Nein. Er betrat den Wartesaal und ließ sich zu trinken geben.

Dort saß er vom Morgen bis zum Abend und ging nur hinaus, wenn Büge einließen. Vergeblich, sie kam mit keinem zurück.

Als der letzte Zug abgefertigt war, wollte der Wirt das Lokal schließen. Martin behauptete, noch trinken zu müssen. Dabei beharrte er eigenstimmig. Dann möge er sich etwas mit nach Hause nehmen. Oder er wolle es ihm mit dem Hausdiener hinschicken. Ja. Das ja. Aber nicht zu wenig. Auf eine einladende Handbewegung des Wirts suchte er sich selbst die Flaschen heraus - wahllos, Schnaps, Likör, Wein. Es wurde ein großer Senkelforb voll. Martin folgte dem Hausdiener in unsicheren Schritten, ließ die Flaschen oben in seiner Kammer absetzen, gab einen Taler Trinkgeld und schickte den Boten fort. Er verspürte Hunger und holte sich alles Eßbare von unten herauf. Dann aß er und schlug einer Flasche den Hals an der Tischkante ab. Darauf fiel ihm das Notenblatt ein, das Grete zurückgelassen. Er stieg noch einmal hinunter und brachte es samt der Geige herauf. Er begann zu spielen, aber die Noten tanzten ihm vor den Augen; der Violinbogen fuhr öfter in die leere Luft oder erzeugte nur ein paar schrille, quietichende Töne, die wie Schmerzschreie in den dunklen Garten hinausklangen. Endlich entfiel der Bogen seinen Händen; er warf die Geige hinterher, sank aufs Bett, begann wütend zu schluchzen und fiel in einen tiefen Schlaf. — —

Martin erwachte erst am Abend des folgenden Tages.

Der Kantor trat in seine Kammer: „Man hört sehr merkwürdige Dinge von Dir, Martin.“

Der blickte ihn blöde und verschlafen an. Erst allmählich ermunterte er sich unter den vorwurfsvollen Blicken des Alten.

„Du hast zwei Tage Deinen Dienst versäumt.“

„Was liegt daran?“

„Was daran liegt? Wenn Du morgen nicht hingehst, wirst Du entlassen.“

„Mir recht. Ich will nicht mehr arbeiten, Kantor.“

Bagel setzte sich auf den Bettrand und ergriff Martins Hand: „Was fehlt Dir, Martinig? Bist Du krank? Soll ich den Arzt holen?“

„Der hat hier nichts zu tun.“

„Wo: was ist Dir passiert? Sagt es mir: dem Kränlein zuzammen, das hier gewohnt hat?“ Martin schwieg.

Der Kantor wartete. Aber es gelang ihm nicht, irgend etwas aus ihm herauszubringen. Endlich stand er unmutig auf: „Na, erhole Dich nur erst mal von Deinen verrückten Tragen!“ Sein Blick streifte die Scherben und Flaschen. Er hob Geige und Bogen auf und legte sie in den Kasten. „Und wenn Du wieder vernünftig geworden bist, komme einmal zu mir. Wir wollen dann über Deinen Nummer sprechen. Bei Tageslicht besehen, machen die schlimmsten Dinge sich weniger schlimm.“

Er ging. Vor der Haustür angekommen, fiel ihm die Unruhe im Stall auf. Die Ziegen meckerte kläglich und unaufhörlich, und das Schwein stieß mit wildem Gremzen die hungrige Schnauze an den leeren Futtertrög.

„Ja, natürlich. Euch hat er vergessen.“

Der Kantor überlegte einen Augenblick und ging dann hinüber zum Nachbargrundstück, aber die Hedenklide war mit Pfählen und Quersangen verraumelt.

„Ach so.“ Bagel schüttelte ärgerlich den Kopf und sah vorwurfsvoll zu Martins Fenster empor. „Mit denen hast Du es auch verdorben. Na, das hilft nicht. Versuchen wir's wenigstens.“

Er turnte über das Hindernis hinweg.

Ul Marielen saß mit ihrer Tochter in der Vorderstube, beide mit einer Handarbeit.

„Ach komme mit einer Bitte, Frau Schluhe.“

„Na?“ Sie hatte eine Brille auf der Nase und guarte nun forschend darüber hinweg.

„Martin Muhl ist krank.“ Er beobachtete Marie und sah, wie sie erschreckt aufblickte.

„Dat geiht mi nir an!“ sagte Ul Marielen.

„Mudding . . .“ Bittend kam's vom andern Fenster her.

„Du weis<sup>1)</sup> man still! Du häst mit Martin Muhl gor nir tau dauht!“

„Das Vieh schreit nach Futter“, bemerkte der Kantor.

„Mien Vieh is dat nich.“

„Mudding! Wir können doch nicht das Vieh verhungern lassen!“

Ul-Marielen brummte vor sich hin und strickte, daß die Stricknadeln klapperten.

„Bravo, Klein-Wiezing!“ Der Kantor zog sie an der Hand zu sich heran und sah ihr in die Augen. „Erbarme Dich seines Viebes.“ Er streichelte ihr die Wangen und das Haar und sagte leise: „Du lachst ja nicht mehr, Wiezing.“

Er sah, wie ihr die Tränen aufstiegen und drehte sie schnell mit dem Gesicht zur Tür: „Ach, Klein-Wiezing. Mudding erlaubt's.“

Ul-Marielen stand gleich auf den Füßen: „Ich gah mit. Dat Vieh mientwegem, Kantor. Aber för den swerenotischen Mien schen rög<sup>2)</sup> id nich vone Hand!“

(Fortsetzung folgt)

## Lübecks Niedergang.

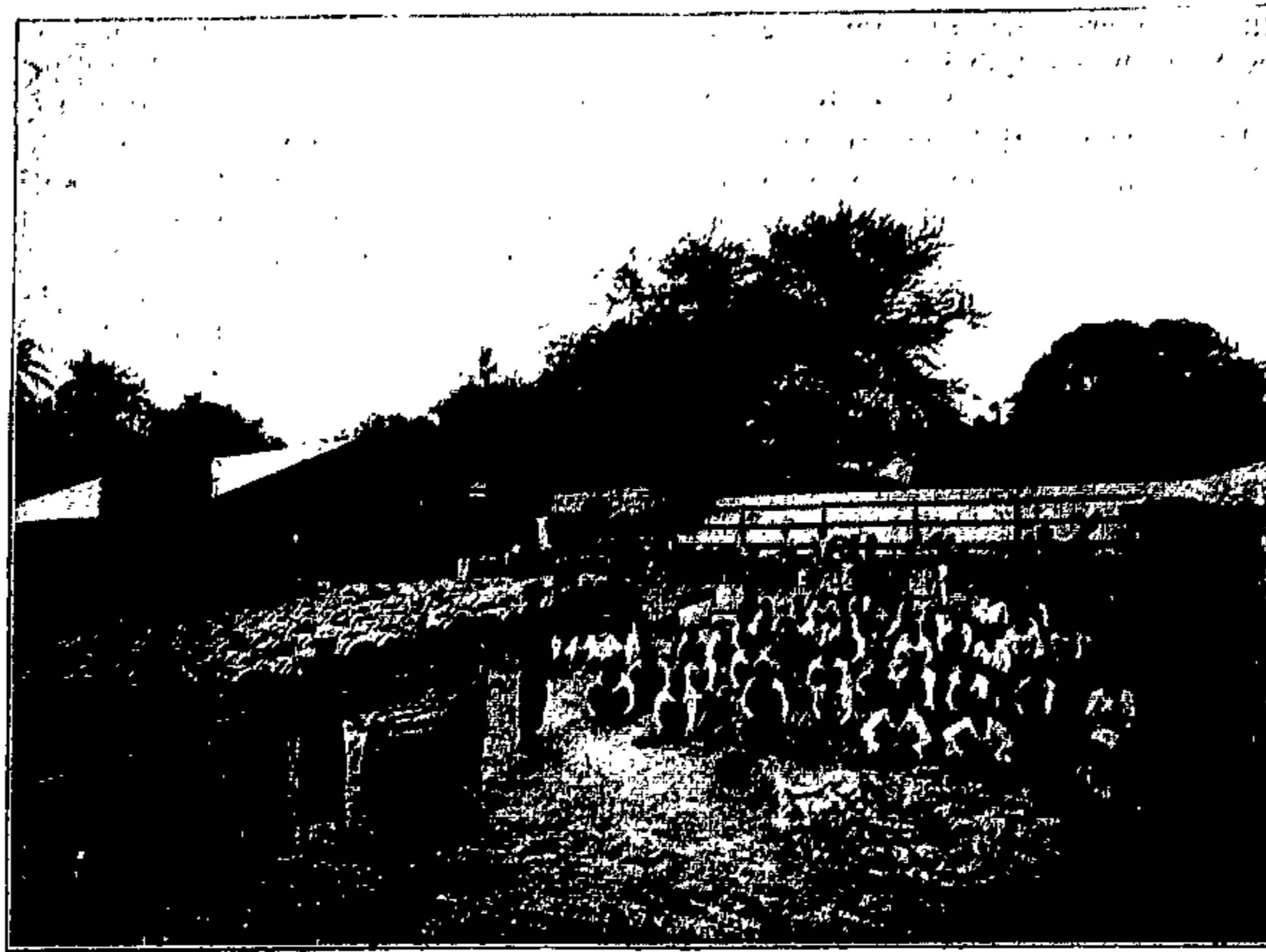
Von Karl Erler.

(Schluß)

Charakteristisch für eine Stundgebung des Hamburger Rates aus der Zeit der späteren Verfassungslämpfe in dieser Stadt: „Wenn schon eine Obrigkeit gottlos, tyrannisch und geizig sei, so gebühre dennoch den Untertanen nicht, daß sie sich dagegen auflehnen und widersehen, sondern sie sollten dasselbe vielmehr als eine Strafe des Allmächtigen, welche die Untertanen mit ihrer Sünde verwirrt haben, erkennen, wie es denn auch den Untertanen nicht gezieme, der Obrigkeit neue Statuta vorzuschreiben, sondern sei solches der Obrigkeit Kun und die Untertanen schuldig, darin der Obrigkeit billigen Gehorsam zu beweisen.“ Das aber war eine Auf-

<sup>1)</sup> Drehe; <sup>2)</sup> geklaut; <sup>3)</sup> schwaben; <sup>4)</sup> Zeug; <sup>5)</sup> auch; <sup>6)</sup> Holzspanstößeln; <sup>7)</sup> kluges; <sup>8)</sup> fünf; <sup>9)</sup> dreiviertel; <sup>10)</sup> genug; <sup>11)</sup> Zungen; <sup>12)</sup> gefalzen; <sup>13)</sup> süß.

fassung des Stadtreiments, die nicht nur der Tradition, die auch den sich regenden neuen Bedürfnissen des Handels widersprach. Durch das Aufblühen der Manufakturen im Süden und Westen, denen er die nordischen Rohprodukte zuführte, hatte der Handel an Umfang und Bedeutung wesentlich zugenommen. Wenngleich er nun auch an dem extremen Monopolgedanken des Mittelalters festhielt, verlangte er doch im Streife seiner Interessen Freiheit und Mobilisierung der Werte und begegnete auf diesem Wege manchen damals noch von den Rünften erhobenen Forderungen. In seinem Schoße keimten die Anfänge des Kapitalismus, der wider die Fesseln des Feudalstaates zu pressen begann. So zerfiel die Verbindung zwischen Patriziat und Kaufmannschaft, die entschieden, wenn auch nur vorübergehend, auf die Seite der Rünfte getrieben ward. Das Produkt der sich neu gestaltenden sozialen

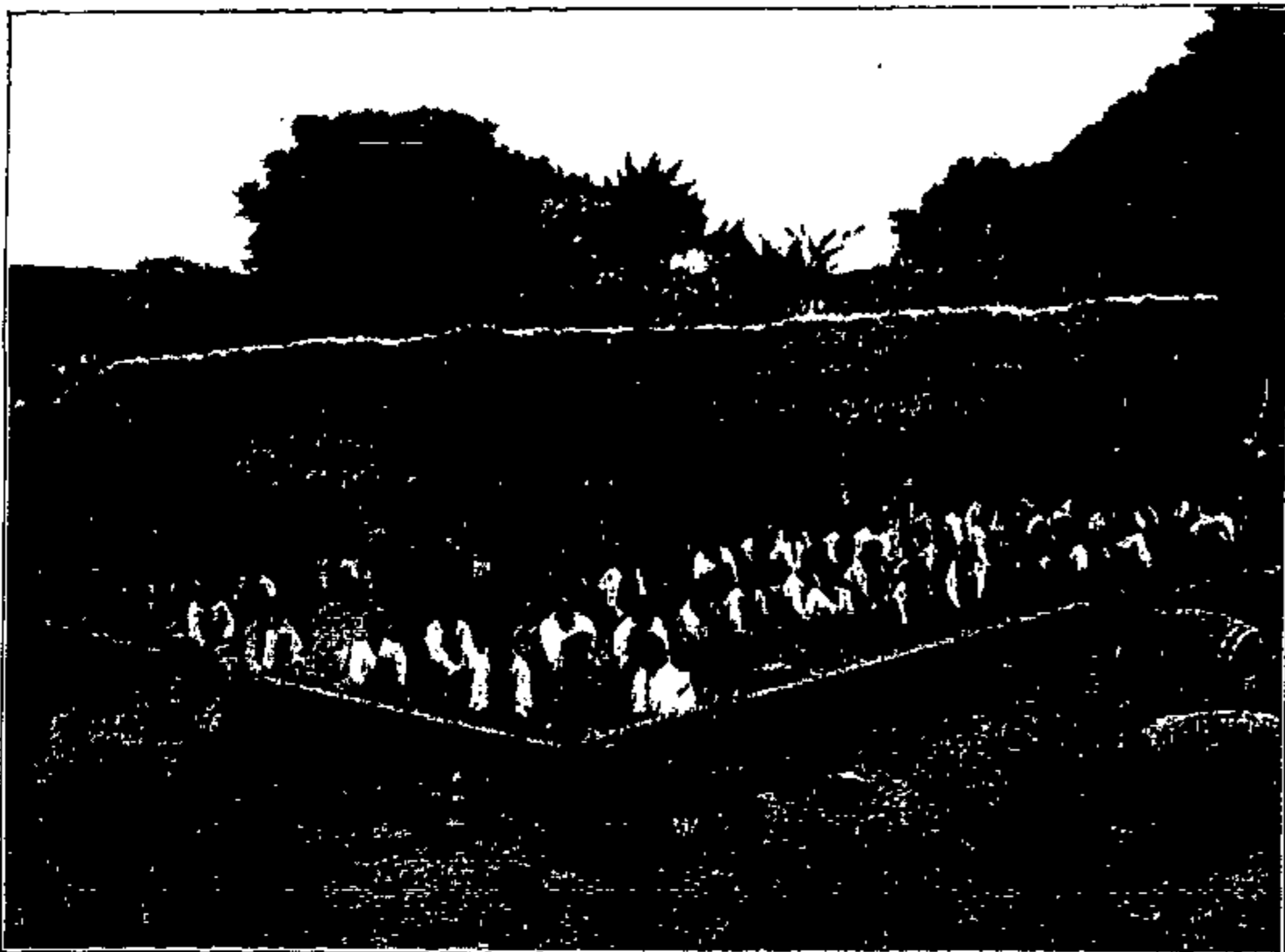


Das Sortieren des Kongraphills.

gesprochen werden muß, in dem nachmaligen libischen Bürgermeister Jürgen Wullenweber. Die traditionelle Politik der Hanfa und des Patriziats ruhte, wie oben hervorgehoben, auf der Herrschaft über die Ostsee, die von Engländern und Holländern mehr und mehr untergraben ward. Es lag in der Natur der Sache, wenn zumal Dänemark, das die wichtige Sundstraße in Händen hatte den Handel des Westens von allem gegen Lübeck auszuspielen, die Hanfa wirtschaftlich zu spalten trachtete. So spitzte sich die Handelsfrage zu einem Gegensatz zwischen der Stadt und Dänemark um den bestimmenden Einfluß über jene Passage zu. Die wiederholten Thronwirren verhalfen Lübeck zwar zu diplomatischen Einzelerfolgen bei den verschiedenen Thronprätendenten. Aber die Erfolge waren doch immer

nur vorübergehender Natur; sie vermochten vor allem nicht zu verhindern, daß die Zahl zumal

fassungsreformen, eine Strömung, die im Norden ihren Führer in einem Manne erhielt, der



Das Stöhlen des Graphitmas'eials.



Des Sieben des zerfleinerten Materials.

Kräfte war die Reformation. Weiznenderweise neigte die norddeutsche Kaufmannschaft mancherorts dem radikaleren Calvinismus zu, während es Ket und Geschlechter mit der alten Kirche hielten. Ihr Sträuben wider die Einführung der neuen Lehre fruchtete freilich nichts; sie wurde trotzdem durchgesetzt, und hatte der Rat sich früher für die Erhaltung des alten Glaubens ins Zeug gelegt, so fand er bald bei dem neuen in gleichem Maße seine Rechnung, als dieser in lutherischer Verwässerung zum Aetdgeschrei der die mittelalterliche Kirche plündernden Territorialgewalten wurde, und die revolutionären Strömungen der Städte den Rat vollends auf die Seite und in die Arme der Fürsten trieben. Denn dem Volke ging es nicht allein um die Reformation, sondern mehr noch um ihre politischen Konsequenzen im Sinne demokratischer Ver-

Bezeichnender Kaufmannschaft

viel verlästert und viel verächren, als einer der größten demokratischen Politiker aller Zeiten an-

der niederländischen Schiffe, welche die dänischen, schwedischen, libländischen und preußischen Häfen

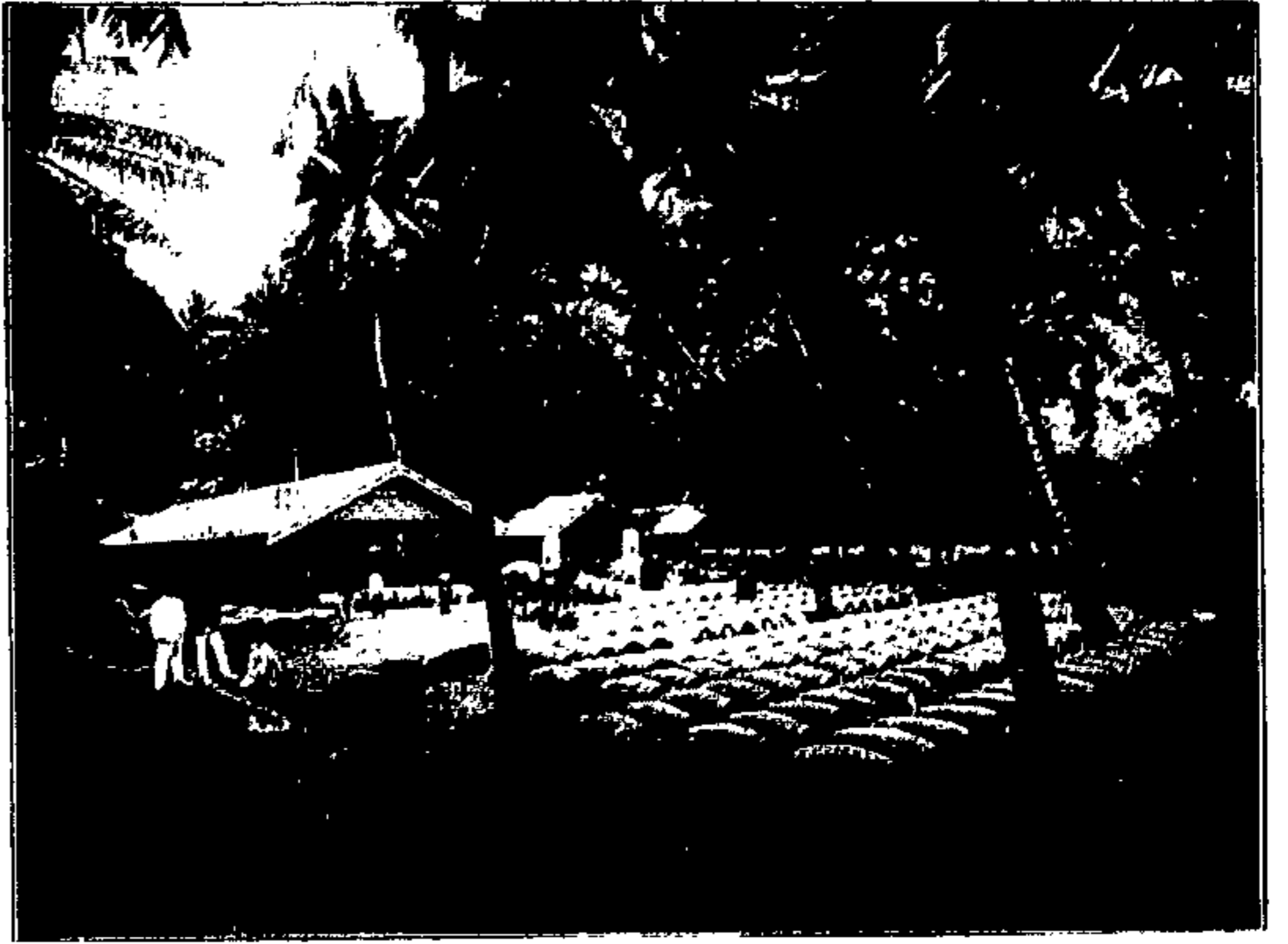


Herstellung von Fässern für den Graphittransport.

anliefen, von Jahr zu Jahr wuchs. Die Mißstimmung über die erfolglose Dänenpolitik macht es verständlich, wenn gerade in Lübeck die religiöse Gärung bald über das kirchliche Gebiet hinausspitzte und die alte Verfassungsfrage wieder aufleben ließ. Daß die Sache diese Wendung nahm, war zum großen Teil Wullenwebers Verdienst, der nicht nur die erzwungene Kirchenreformation sicherte und den Rat nötigte, sich für ihre Erhaltung bei dem Kaiser zu verbürgen: er rief die ganze Einwohnerschaft, auch die Habuits, die unermögenden Arbeiter auf den Plan, später Grund genug für die siegreiche Reaktion, ihn zum Wiedertäufer zu stempeln und auch des Einverständnisses mit dieser Bewegung zu bezichtigen. Die Hereinziehung des städtischen Proletariats war



Arbeiter beim Auslesen d.s. Graphits.



Die Lagerung in Fässern.

allgemein freilich den Kaufmanns und Schiff-  
fahrtskreisen wenig angenehm. Um sie gleich-  
wohl an seine Politik zu fesseln, hielt Wullen-  
weber am Gedanken des Ost-  
seemonopols um so schärfer  
fest und stellte die demokrati-  
schen Kräfte in den Dienst  
seiner Verwirklichung. So kam  
es zu dem kriegerischen Unter-  
nehmen wider Dänemark.  
Allerdings wollte Wullenweber  
das Ostseemonopol nicht in  
der alten Weise. Früher be-  
stand es in der alleinigen  
Berechtigung der Osterlinge,  
in den nordischen Reichen  
Ein- und Ausfuhr zu treiben,  
sowie Waren auf der Ostsee  
und zwischen dieser und den  
Häfen des Westens zu be-  
fordern. Das Handelsmonopol  
ließ nun Wullenweber fallen,  
um das Transportmonopol  
zu behaupten. Während des  
Mittelalters hatte überhaupt  
die kaufmännische Tätigkeit  
hauptsächlich im Transport der  
Waren bestanden, und auch  
als sich das Transportgewerbe  
vom Handel löste, bildete  
es noch auf lange Zeit hinaus  
dessen Rückgrat. Daher die Bestrebungen auf Er-  
richtung von Navigationsakten, die die Einfuhr  
fremder Waren nur auf heimischen Schiffen zu

lassen wollen. Eine Navigationsakte der ver-  
einigten Ostseestädte, das war es, was Wullen-  
weber mit der dänischen Unternehmung durch-

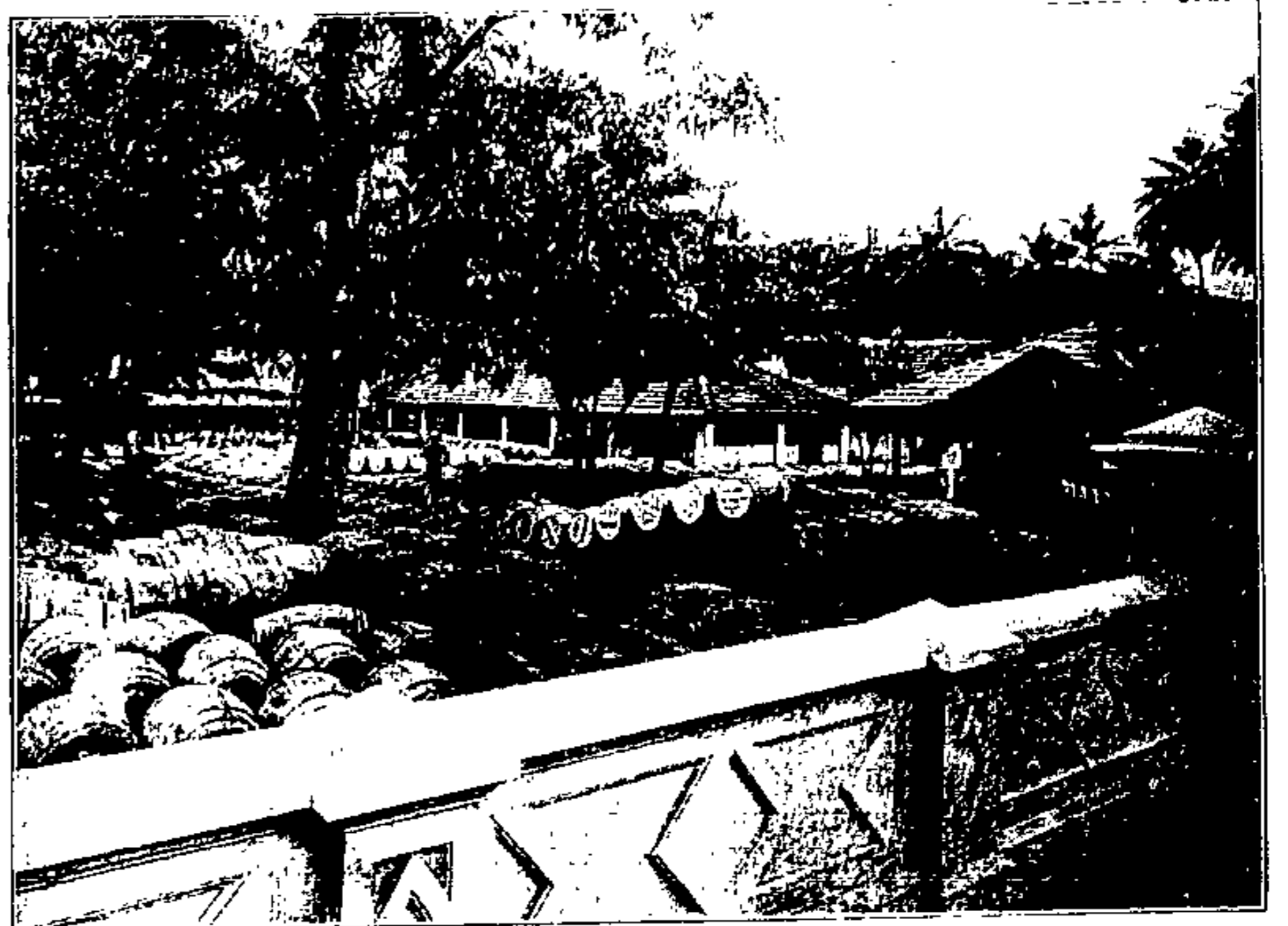
Seine Durchführung war gegenüber dem  
Auslande nur möglich, wenn die Bevölkerung  
der Städte sich einhellig dafür einsetzte. Wullen-  
weber mochte hoffen, mit jener  
Parole nicht nur in den Hanse-  
orten der Ostsee, sondern auch  
Sachsens Anhang zu finden,  
deren Handel ja größtenteils  
auf dem libischen Transitver-  
kehr ruhte, und den Verwegun-  
gen des Westens schließlich die  
Hand reichen zu können, wenn  
auch seine durchaus bürgerliche  
Politik ihn die Wiedertänerei  
innerlich ablehnen ließ. Die  
demokratische Umgestaltung der  
Hansa, eine festere Einigung  
der Städte auf dieser Grund-  
lage bildete das weiterliegende  
Ziel. In der Tat hing die Zu-  
kunft des Nordens und Deutsch-  
lands überhaupt davon ab,  
ob und in welchem Grade es  
gelingt, die städtische Weiter-  
entwicklung zu sichern, das  
urbane Prinzip aus der Um-  
klammerung seitens der Agrar-  
gewalten zu lösen, alle daran in-  
teressierten Volksteile auf dem  
Boden der verfassungsmäßigen  
Gleichberechtigung zusammen-  
zuführen gedachte, nicht nur ein nabeliegen-  
des, sondern auch ein den ganzen schwierigen  
Zeitverhältnissen durchaus konformes Ziel.  
zuzulassen und zu sammeln. Die Anfänge liehen  
sich gut an. Die Demokratie siegte in Lübeck,  
Königsberg, Wismar, Stralsund, und diese Städte



Graphittransport.



Das Abwiegen der Graphitladungen.



Der Lagerhof.

schlossen ein enges Bündnis untereinander, wie mit dem gleichfalls in demokratischen Händen befindlichen Kopenhagen. Da schlug die dänische Unternehmung, die der Reorganisation der Hanse den Weg bereiten sollte, fehl, das handelspolitische Ziel, dessen Durchführung die Salbung der Kaufmannskreise bestimmte, verwirklichte sich nicht. Die Kaufmannschaft und die von ihr abhängigen Erwerbsgruppen schwenkten ab, wurden Gegner einer Politik, die sich von nun ab ausschließlich auf die Durchführung der Demokratie beschränken mußte. Wullenweber vollzog, wenn auch schweren Herzens, die Schwelung, welche die Sachlage gebot. Er ließ den handelspolitischen Gesichtspunkt notgedrungen fallen, um sich den Anschluß an Holländer und Engländer zu erleichtern und in der Unterstützung des Auslandes einen Ersatz für die Kräfte zu finden, die ihm in der Heimat verloren gingen. Und als jener Abfall der Kaufmannskreise in den deutschen Städten der Reaktion zum Siege verhalfen, da konzentrierte er, zum Zeichen, wie ernst er es im Grunde der Seele mit der Sache der Demokratie meinte, alle seine Anstrengungen auf den Entsatz des belagerten Kopenhagen, Anstrengungen, die ihn in die Gewalt seiner erbittertesten Feinde, der fürstlichen Junker, und in die Hände des Henkers lieferten.

Manche bürgerlichen Historiker haben es sich angelegen sein lassen, Wullenwebers Politik als ein wahrhaftiges, von vornherein zur Erfolglosigkeit verurteiltes Beginnen hinzustellen. Es ist richtig, daß schon die soziale Struktur der Stadt im deutschen Norden, wo man das Handwerk gewaltsam an seiner zahlenmäßigen Entfaltung gehindert hatte, wo es nicht zur wirtschaftlich bestimmenden Bevölkerungsgruppe werden konnte, den Zielen Wullenwebers große Schwierigkeiten bot. Er hatte keine einheitliche soziale Masse hinter sich, sah sich vielmehr auf die Unterstützung verschiedener Erwerbsgruppen mit auseinander laufenden Interessen angewiesen. Aber das Ostseemonopol, wie es ihm vorschwebte, war ein den Zeitverhältnissen

selber entspringendes Moment, durchaus geeignet, die heterogenen Interessen der in Betracht kommenden Bevölkerungskreise auf ein nahes praktisches Ziel zu einigen. Wenn der Bund der niederländischen Städte mit der zentralisierten Weltmacht Philipp II. fertig ward, was hätte nicht eine demokratisch reorganisierte Hanse für die Weiterentwicklung Deutschlands bedeuten können! Und welchen Schrecken verbreiteten nicht Münster und seine Wiedertäuferregierung, die gleichzeitigen Siege der Demokratie in den Ostseestädten! Dazu nehme man den Haß der Bauern gegen ihre junkerlichen Ausbeuter. In der Tat scheiterte ja auch die dänische Unternehmung Wullenwebers mehr an der Unfähigkeit, der Unzuverlässigkeit und den Sonderplänen des zum Anführer bestellten Junkers Christian von Oldenburg, und nicht an der Unmöglichkeit des Erfolges. Wullenwebers Politik war nicht ein phantastisches, imaginäres Etwas, sie lag durchaus im Bereich der realen Wirklichkeit. Was man aber auch von ihr halten mag, das eine ist gewiß: nur wenn es gelang, die agrarisch-feudalen Elemente in ihrem Vordringen zu hemmen und zurückzudämmen, war eine Weiterentwicklung des deutschen Erwerbslebens und Deutschlands überhaupt zu erhoffen; nur ein auf freier Verfassung ruhender Bund der Handelsplätze des deutschen Nordens, der dem Nord- und Ostseehandel den Anschluß an die Nationen des Westens und den Weg in den Weltverkehr wies, hätte Deutschland die Grensel des 30jährigen Krieges ersparen können.

Es versteht sich, daß das mit feudaler Hilfe in Lübeck und den ihm verbündeten Städten restaurierte Geschlechterregiment jene Politik gründlich verleugnete und verabscheute. Als das Patriziat den dänischen Krieg fortführen und vor dem blockierten Kopenhagen für die Tradition der Hanse zum letzten Male das Schwert ziehen sollte, wandte es ruhmlos und kampfslos die Schiffe zur Flucht und bereitete dem dänischen Kriege ein schmachvolles Ende. Patrizier und Großkaufleute selber waren es.

welche die Zukunft des Nordens preisgaben: lieber zu Gunsten auswärtiger Fürsten im Junker abdankten, denn in die Hände der eigenen Vaterstadt, die Jahrhunderte hindurch die Interessen der Geschlechter mit Gut und Blut verfochten hatten.

Lübecks Fall war der Fall der Hanse. Die zentrifugalen Kräfte, die sich seit langem in ihrem Schoße regten, gewannen nun vollend die Oberhand. Hamburg, dem aus dieser Entwicklung am meisten Vorteil erwuchs, übernahm ihre Führung. In einem immer engeren Anschluß an den englischen Handel gewann es was Lübeck verlor, wußte es vor allem den deutschen Tuchimport in seine Hand zu bringen. Da Emporsteigen dieser Stadt im geschützten Hintergrunde der Nordsee, an der Mündung der Elbe mit ihrem weiten Hinterlande, schob sich wie ein Keil zwischen Lübeck und die niederfächsischen Orte und mußte das Gefüge der Hanse im Westen ebenso lockern, wie dies durch die in der Ostsee eindringenden Holländer und Engländer im Nordosten geschah. So schrumpfte der Kreis der Hansestädte mehr und mehr zusammen. Der dreißigjährige Krieg vollendete dann das Werk. Im westfälischen Frieden fiel der Fürsten die volle Souveränität über ihre Territorien zu. Er schaltete im inneren Regime der Einzelstaaten nicht allein die Autorität des Kaisers und des Reiches aus, er überlieferte den Feudalgewalten auch die Städte, deren genossenschaftliches Selbstverwaltungsprinzip jene nach Kräften vernichteten, um aus ihnen lediglich Institute ihrer Finanzpolitik zu machen. Es gelang dies um so besser, je gründlicher der 30jährige Krieg Deutschlands Wohlstand verwüstete, je länger fortan die deutsche Nation in patrimoniale Grundherrschaften zerrissen und aus dem Konzert der die europäische Politik bestimmenden Mächte als Volksganzes ausgeschaltet blieb. Die neue Zeit hat dort wieder aufzubauen beginnen müssen, wo die urbane Entwicklung am Ausgang des Mittelalters von den Agrar-gewalten zum Stillstand gebracht worden war.

## Sein Meisterstück.

Skizze von Karl Marchionini.

Der Polizist Bunte galt als ein sehr strebsamer Beamter. Er war direkt vom Kasernenhof nach der Stadt Eberweld gekommen, wo er seit sechs Monaten mit peinlicher Gewissenhaftigkeit sein schweres Amt ausübte.

Seit Bunte in Eberweld Hüter der öffentlichen Ordnung war, flossen die Straf-gelder reichlicher in die Stadtkasse. Der Bürgermeister schmunzelte. Wenn das so weiter ging, kam die Stadt in die Lage, sich auch manchen Kulturaufgaben zu widmen, an die sie früher nicht denken konnte.

Und außerdem herrschte stramme Zucht und Ordnung in der Stadt. Wenn Bunte morgens um acht Uhr seinen Revisionsgang durch die Straßen antrat, glichen diese an Sauberkeit einem Kasernenhofe; sie waren gesegnet, die Müllsteine waren gewült und die Schweine eingestallt.

Und wehe dem Bürger, der seiner Pflicht nicht nachgekommen war, dem scharfen Auge Buntens entging nichts.

Nur eins machte dem Polizisten noch Kummer. In der Stadt wurde noch genau soviel gestohlen wie früher, und Bunte konnte die Diebe nicht auffindig machen. Aber er tröstete sich mit dem Gedanken, daß er ihnen schließlich doch das Handwerk legen würde.

Eines Tages schritt Bunte wieder durch die Straßen, um auf Zucht, Sitte und Anstand zu sehen. In einem kleinen Garten blieb er plötzlich stehen. Dort war nämlich Wäsche ge-

hängt, die Bunte aufmerksam betrachtete. Besonders lange ruhten seine Augen auf der Damenväsche. — Aber was war das? Mitten unter den Damenhöfen und -Senden befand sich auch eine stark geflickte Männerunterhose. Wie unästhetisch! Bunte wandte seine Augen weg. Aber merkwürdig! Er mußte bald wieder seine Blicke auf die Wäsche richten; sie zog ihn unwiderstehlich an, und allmählich konnte er auch den Anblick der Männerunterhose ertragen. Ja, es kam so weit, daß er sie sogar scharf betrachtete. Und dabei machte er eine sensationelle Entdeckung. Die Hose war nämlich eine — Militärunterhose. Wie kam die hierher? Allerlei Gedanken jagten durch Buntens Gehirn. In Eberweld befanden sich keine Soldaten. Zurzeit war nicht einmal ein Rekrut auf Urlaub. Wie kam also diese Militärunterhose nach Eberweld?

Bunte hatte so oft von militärischen Unterhosen gelesen. Überall wurde der Militärischus betrogen und bestohlen. Konnte diese Unterhose nicht von einem derartigen Diebstahl herrühren? Bunte zitterte vor Aufregung. Vielleicht würde er durch diese Unterhose auf eine weitverzweigte Diebesbande stoßen. . . .

Schnell entschlossen stieg Bunte über den Zaun und schritt mit Mut auf die wehende Unterhose zu. Er hatte sich nicht getäuscht. Es war wirklich eine königlich-preussische Militärunterhose, und als er nach dem Regimentszeichen sah, entdeckte er, daß sie seinem Regiment gehörte, dem er sechs Jahre gedient hatte.

Unertört! Sie war zwar reichlich geflickt, aber sehr sauber gewaschen und durchaus noch brauchbar. Nach dieser Unterhose hätte sich jede vorporalschaft gerissen. Es lag also ein Diebstahl vor.

Bunte hatte es lediglich seinem Scharfsinn zu verdanken, daß er bald herausbekam, wer die Hose in den Garten gehängt hatte. Es war das eine Waschfrau, der er jetzt gegenüberstand und der er das corpus delicti mit nicht mißzuverstehenden Blicken und Geberden zeigte und sie fragte, wo sie die Militärunterhose her hätte.

Die Frau behauptete, die Hose gehörte ihrem Sohn, der sie eines Tages in völlig schmutzigem und zerrissenem Zustande aus der Fabrik, in der er arbeite, nach Hause gebracht hätte. Als Bunte erklärte, das nicht zu glauben, betonte die Frau wiederholt, sie und ihr Junge wären ehrlich. Bunte jagte der Frau aber jetzt auf den Kopf zu, die Hose wäre gestohlen und er müsse sie zwecks Einleitung einer Untersuchung mitnehmen.

Und der Polizist trug die Unterhose wie eine Siegestrophäe zum Bürgermeister, der sofort ein „eingehendes Ermittlungsverfahren“ einleitete, da er ebenfalls der Ansicht war, daß Bunte einem Militärdiebstahl auf der Spur sei.

Nach einer Woche mußten der Sohn der Waschfrau sowie der Fabrikleiter, Herr Wurmke, bei dem der eritere beschäftigt war, zu einer Vernehmung zum Bürgermeister.

Herr Wurmke wurde vom städtischen Ober-

„Acht sehr freundlich begrüßt und nach Er-  
klärung der erforderlichen Formalien gefragt.  
„Seine Fabrik vielleicht in letzter Zeit Militär-  
unterhosen von einem Regiment gekauft hätte.  
„Bewahre!“ entgegnete Wurmke. „was  
sollen wir mit den Unterhosen auch anfangen;  
er verarbeiten ja nur Horn und Stroben.“

„Dachte mir das!“ sprach der Bürger-  
meister und breitete vor dem Fabrikherrn die  
Unterhose aus. „Diese Hose will jemand aus  
eurer Fabrik mitgebracht haben.“

„Erscheint mir ganz ausgeschlossen!“  
„Schön! Dann wollen wir ein Protokoll  
darüber aufsetzen.“ worauf der Bürgermeister  
den Schreiber, der neben ihm saß, einige Sätze  
in die Feder diktierte. Als Herr Wurmke das  
Schriftstück unterzeichnet hatte, wurde er verab-  
schiedet und der Sohn der Waidfrau hinein-  
gerufen. Als er seine Personalien ausgegeben  
hatte, zeigte ihm der Bürgermeister die Unter-  
hose und fragte barsch: „Kennen Sie diese  
Hose?“

„Ja, sie gehört mir!“ entgegnete ängstlich  
der junge Mann.  
„Wo haben Sie sie her?“  
„Aus der Fabrik!“  
„Wollen Sie mal sofort das Lügen sein  
lassen!“

„Ach, sag die reine Wahrheit.“  
„Na, solch ein verstockter Mensch. Also Sie  
wollen nicht die Wahrheit sagen?“  
„Ja!“ schludzte der Junge.  
„Na, dann raus mit der Wahrheit! Wo  
haben Sie die Hose her?“  
„Herr Bürgermeister, Sie können es nie  
glauben, ich hab' sie wirklich aus der  
Fabrik.“

Jetzt sprang der Bürgermeister vom Stuhl  
auf und schrie den jungen Menschen erregt an:  
„Nun hören Sie aber auf! Ich bin nicht dazu  
da, fortgesetzt Ihre Lügen anzuhören! Sie sind  
mir ja ein lauberes Krüchtchen!“

Dann wurde abermals ein Protokoll anbe-  
fertigt, das der Jüngling unterschreiben mußte.  
Damit war das „Ermittlungsverfahren“ en-  
det; die Akten wanderten zum Gericht.

Bumke war selig; er schwamm in Wolken.  
Endlich einmal ein Fall, der Ansehen erregte.  
Der Militärjunker war bestohlen, und er hatte,  
dank seines Scharfsinns und seiner vortref-  
lichen Kombinationsgabe, den Diebstahl ent-  
deckt. Das allgemeine Ehrenzeichen war ihm  
sicher.

Die Waidfrau und ihr Sohn mußten wirk-  
lich wegen Hehlerei bzw. Diebstahls auf die  
Anklagebank. Wurmke und Bumke waren als  
Zeugen, ein Offizier als Sachverständiger ge-  
laden. Der Bürgermeister fungierte als Amts-  
anwalt. Die Frau wurde vom Vorsitzenden,  
einem jüngeren Richter, gefragt, wo die Hose  
herstamme. Die Angeklagte erklärte mit  
zitternder Stimme, ihr Sohn hätte sie in völlig  
zerrissenem Zustande nach Hause gebracht.

„Ist das wahr?“ fragte der Richter den  
jungen Menschen.

„Ja!“ hauchte dieser schüchtern.  
„Aber es sind doch Zeugen da, die bestimmt  
bekunden werden, daß in der Fabrik gar keine  
Militärunterhosen vorhanden gewesen sind. Wir  
wollen doch gleich mal die Zeugen vernehmen.  
Gerichtsdienner, rufen Sie Herrn Wurmke auf.“

Dieser sowie Bumke wiederholten die An-  
gaben, die sie schon vor dem Bürgermeister ge-  
macht hatten. Dieser hörte gar nicht aufmerk-  
sam der Verhandlung zu; er war seiner Sache  
sicher. Der Offizier als Sachverständiger sagte,  
daß die Hose in noch brauchbarem Zustande sei  
und nur gestohlen sein könne. Das Regiment  
würde sich hüten, derartige Hosen zu veräußern.

„Wollen Sie nicht ein reumütiges Ge-  
ständnis ablegen?“ fragte nun der Vorsitzende  
den jungen Mann. „Das Zeugnen wird Ihnen  
doch wenig nützen.“

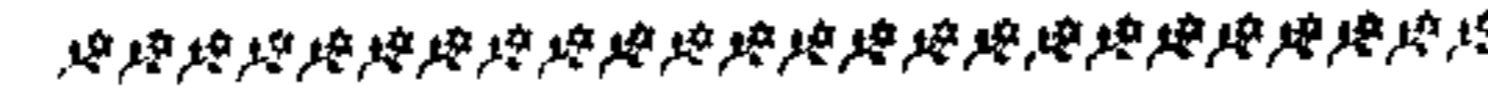
„Ich habe die Hose nicht gestohlen; ich habe  
immer schon angegeben wollen, wo ich sie herhabe,  
aber ich bin noch gar nicht zu Wort gekommen.“  
„Sagen Sie mir alles, was Sie wissen.“  
Der Herr Amtsanwalt hörte auch jetzt nicht  
zu, mußte er doch, daß der Angeklagte nur Aus-  
reden machen würde.

Der junge Mann erzählte aber: „Eines  
Tages wurde ich zum Althändler Jakob nach  
Fuslappen für die Fabrik geschickt, und Jakob  
gab mir nebst anderen Lappen auch die Unter-  
hose, die ich dann meiner Mutter brachte, da sie  
total zerrissen war.“

„Ja, und dann starrte sie auch voll  
Schmerz!“ warf die Frau dazwischen.

„Still! Sie sind nicht gefragt worden!“  
sagte der Richter vorwurfsvoll zur Angeklagten.  
„Aber ich denke, wir vertagen die Sitzung und  
lassen den Althändler Jakob holen.“ sprach er  
dann zu den Schöffen, die ihm zunickten.

Sofort erhob sich der Herr Amtsanwalt  
und sprach gegen die Vertagung. Der Fall sei  
genügend geklärt; der Angeklagte mache nur  
Ausflüchte. Man könne ja Herrn Wurmke ver-  
nehmen, der werde schon bekunden, daß die



### Waldmorgen.

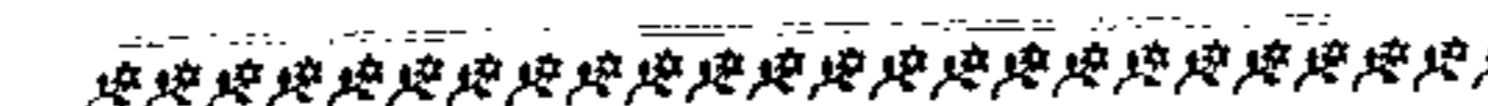
Vorüber ist die Nacht,  
Der stille Wald erwacht.  
Die Sonn' hat seine Stirn geküßt  
Ganz leise, ganz leise,  
In bräutlichem Gelüst.

Da weicht der Nebelflor,  
Ein Raunen tönt ans Ohr.  
Nun regt es sich und rauscht und schwirrt  
Hoch oben in den Zweigen  
Und trommelt, pfeift und girrt.

Und auf dem moosigen Grund  
Da leuchtet's weiß und bunt.  
Dran kann ich nimmer satt mich sehn  
Den ganzen lieben Morgen  
Muß ich im Walde gehn.

O Wald im Sonnenglast,  
Du Stätte süßer Rast!  
Durch Deine Hallen wandle ich,  
Des Lebens Schatten weichen,  
Nun Seele sammle Dich.

*Schwelm von Bremen.*



Fabrik den Angeklagten nicht nach Fuslappen  
zum Althändler Jakob geschickt habe.

Wurmke wurde vernommen. Er gab an,  
daß die Fabrik Fuslappen von Jakob beziehe;  
ob sie der Angeklagte geholt habe, wisse er nicht.

„Na also!“ warf der Herr Amtsanwalt  
dazwischen. Es wurde aber doch beschloffen,  
Vertagung eintreten und den Althändler holen  
zu lassen.

Nach einer halben Stunde erschien Jakob.  
Die Verhandlung wurde wieder aufgenommen,  
der Althändler vereidigt und gefragt, ob der  
Angeklagte kürzlich von ihm Fuslappen ge-  
kauft hätte.

Der alte Jude blickte auf die Anklagebank,  
besah sich den jungen Mann und sagte: „Ja,  
Herr Präsident, der Mensch hat bei mir Fus-  
lappen gekauft.“

„Und er behauptet auch, eine Unterhose von  
Ihnen bekommen zu haben.“

Jakob sann einen Augenblick darüber nach  
und sprach: „Stimmt, Herr Präsident, stimmt.  
Ach sagte noch zu dem jungen Mann, an der  
Hose seien Hosen und Walz verloren. Und  
schmutzig war sie. Herr Präsident schmutzig. Sie  
haben keine Ahnung.“

„War es eine Militärunterhose?“  
„Jawohl, Herr Präsident, es war eine mi-  
tarische Unterhose.“

Der Richter breitete nun die Unterhose  
auf dem Tisch lag, vor Jakob aus und fragte:  
„Ist sie das?“

Jakob trat ganz dicht an den Richtertisch  
heran, nahm die Unterhose in die Hand, dreht-  
und wendete sie nach allen Seiten und rief  
plötzlich: „Sie ist's, Herr Präsident.“

Nunmehr erhob sich der Herr Amtsanwalt  
um seine Anklage zu retten. „Jakob, Sie  
müssen sich täuschen, wie können Sie jetzt noch  
die Unterhose erkennen?“

„Ach kenne sie genau, Herr Präsident, zu-  
am Regimentszeichen. Und dann, der alte  
Jakob täuscht sich nie.“

„Ja, wo haben Sie denn die Hose her?“  
fragte bissig der Amtsanwalt.

„Die Hose, Herr Präsident, die Hose, die  
hab' ich.“ hierbei drehte sich der Althändler um  
und zeigte auf Wurmke. „Hier von dem Herrn  
Waidmeister . . .“

Allgemeines Erstaunen. Alles sah auf  
Wurmke. Dieser war einer Ohnmacht nahe.  
Zornig rief der Amtsanwalt: „Jakob  
treiben Sie keine Scherze mit uns!“

„Auch ich.“ warf der Vorsitzende dazwischen:  
„müchte Sie davor warnen.“

„Herr Präsident.“ entgegnete der alte  
Handelsmann. „Ich werde mir doch nicht er-  
lauben, mit dem hohen Gerichtshof Scherze zu  
treiben. Herr Wurmke hat mir die Hose nebst  
anderen Abfällen überlassen, weil ich die  
höchsten Preise zahlte. Und verdorren soll meine  
Hand und verstümmen mein Mund auf ewig,  
wenn ich nicht gesagt haben sollte die reine  
Wahrheit.“

Der Amtsanwalt war wütende Wut auf  
Wurmke. Der Vorsitzende rief den Polizisten auf:  
„Was haben Sie dazu zu sagen?“

Wurmke stand mit schlatternden Knien vor  
dem Richter und bekam nicht ein Wort heraus.

„Aber Wurmke, nun reden Sie doch!“  
rief der Amtsanwalt. „Sie haben doch die  
ganze Diebstahlsgechichte angebracht.“

„Ja, Wurmke, von Ihnen geht die Anklage  
aus!“ sprach der Vorsitzende zu dem Polizisten.  
„Was haben Sie nun zu sagen? Hier nehmen  
Sie die Hose und lassen Sie nach, ob sie wirklich  
Ihnen gehört hat.“

Wurmke griff mit zitternden Händen nach  
der Hose, betrachtete sie mit verwirrten Blicken  
und sprach schließlich kleinlaut: „Sie kann es  
sein!“

Wütend ergriff der Amtsanwalt ein Budel  
und warf es auf den Tisch. Er sprach kein  
Wort.

Der Vorsitzende lachte jedoch und sagte  
zu Wurmke: „Nun, ein Meisterstück haben Sie  
nicht vollbracht. Wurmke, der kriminalistische  
Scharfsinn scheint Ihnen noch zu fehlen.“

Prummend beantragte der Herr Amts-  
anwalt Freisprechung. Sein ganzer Kopf  
wendete sich jetzt Wurmke zu. Am Bureau wollte  
er schon mit ihm abrechnen.

Natürlich folgte ein glänzender Freispruch.  
Der Vorsitzende sprach sein Bedauern darüber  
aus, daß durch den Uebereifer des Polizisten  
unschuldige Leute auf die Anklagebank ge-  
kommen wären.

In den nächsten Tagen lachte ganz Eberweid  
höchst respektwidrig über den Memfall Bumkes.  
Dieser ließ sich eine ganze Woche hindurch nicht  
in den Straßen des kleinen Städtchens sehen.  
Es hieß, er wäre krank . . . Die Schweine  
hatten Feiertage . . . Die Strafgelder flossen  
aber in der nächsten Zeit sehr spärlich in die  
Stadtkasse. Die Kulturaufgaben mußten  
wieder zurückgestellt werden. Und das Allge-  
meine Ehrenzeichen, auf das Wurmke so sehr  
stolzig gewartet hatte, kam auch nicht.

**Graphitgewinnung auf Ceylon.** Die Verwendungsmöglichkeiten des Graphits in der Industrie sind bekanntlich sehr groß. Fein gerieben, dient er zum Polieren und Reiben von Kupfer und anderen Metallen; als dauerhafte Anstrichfarbe wird er gebraucht mit Oel auf Holz und Stein, mit Wasser auf Tonwaren, um diesem das Ansehen des Gusseisens zu geben, wobei der aufgestrichene Graphit mit einem wollenen Tuch eingerieben und gebläut wird. Ferner kommt er zur Verwendung beim Bronzieren von Gipswaren, um ihnen das Ansehen von echten Bronzen zu verleihen und dergleichen mehr.

Graphit bildet mit anderen Metallen, zumal mit Quarz zusammen, den Graphitschiefer, der sich vielfach als Einlagerung in Glimmerschiefer, Gneis und Phyllit findet; ab und zu findet er sich auch in reinen Metallen in diesen Gesteinen vor, so bei Kajau in Bayern, Salzburg in Tirol und in Neubraunschweig, in Kanada und besonders in Sibirien. Eine bergmännische Gewinnung fand früher auch in Cumberland statt, dessen Graphit lange Zeit das gesuchte Material in der Bleistiftfabrikation darstellte. Ergemwärtig ist das Lager jedoch erschöpft, so daß man sich gezwungen sah, besonders dem Graphitlager auf Ceylon, welches zurzeit den besten Graphit liefert, seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Hier wird der Graphit auf dem den südlichen Teil der Insel einnehmenden Gebirge, dessen höchste Erhebung der 2535 Meter hohe Pidurutalagala ist, gewonnen. Die Stärke der Adern variiert von Blattbreite bis zu 2,5 Meter, während die größte je auf Ceylon gefundene Graphitmasse das stattliche Gewicht von 6 Tonnen aufzuweisen hatte. Bei der Kleinheit des auf Ceylon gefundenen Materials betrachtet man eine etwa 100 Millimeter dicke Ader noch als abbaubar. Das Vorkommen des Graphits auf Ceylon hängt eng zusammen mit der geologischen Gliederung der Insel, die auch geographisch durch zwei ziemlich scharf getrennte Teile, die im Norden der Insel gelegene Ebene und das im südlichen Teil gelegene Gebirge, dem Gebiet der Graphitfundstätten, charakterisiert ist. Die Graphitindustrie Ceylons hat nun ihren Sitz vorwiegend im westlichen und südwestlichen Teile des Gebirges, da diese Gebiete durch die von der Hauptstadt Colombo ausgehenden Eisenbahnen so ziemlich erschlossen sind. Aus diesen Gründen befinden sich auch die meisten und ergiebigsten Gruben auf der Westseite des Gebirges, während die reichen Graphitmengen auf der Ostseite wegen der schwierigen Transportverhältnisse nur in sehr geringem Maße abgebaut werden. Das wichtigste Gebiet für Ceylons Graphitindustrie ist jedoch in der Gegend von Kurunegala, Station der Eisenbahn Polgahawela—Jaffna, die von der Hauptlinie Colombo—Candy sich nördlich abzweigt. Dort befinden sich bei Magedara die größten Graphitgruben.

Wie aus die verschiedenen Bilder zeigen, erfolgt die Gewinnung und Verarbeitung des Ceylon-Graphits von den Eingeborenen in einer Weise, die an Einfachheit nichts zu wünschen übrig läßt. Auch der Bergbau, meistens Tagebau, wird von den Eingeborenen in der primitivsten Weise betrieben, indem ein Schacht in die Erde getrieben wird, bis fließendes Wasser das Weiterarbeiten hindert. Von diesem aus treibt man Galerien, jedoch nur so weit, als die Lampen brennen, weil die Ventilation ebenfalls in einfachster Weise durch Handventilatoren ausgeübt wird. Da die Arbeitskräfte auf Ceylon billig sind (Männer erhalten 50 Pf., bis 1 Mk. pro Tag, Frauen 25 bis 50 Pf.), so sucht der Unternehmer auch die übrigen Kosten für den Abbau möglichst niedrig zu halten. Das in den Galerien gewonnene Material wird in Fässer gefüllt und mit primitiven, meist hölzernen Winden an das Tageslicht gefördert, von wo die Fässer zur weiteren Verarbeitung meistens nach Colombo geschafft werden. So primitiv wie der ganze Betrieb ist auch die Stützung der Schachtgänge und Galerien durch Holz, während dünne, gebrechliche Leitern nach unten führen. Aus diesem Grunde ist es eigentlich selbstverständlich, daß Unglücksfälle an der Tagesordnung sind.

In Colombo werden die Graphitfässer ihres Inhalts auf einem asphaltierten Boden entleert. Während ein Teil der Arbeiter dabei beschäftigt ist, die großen Stücke auf Haufen zu werfen und die kleinen Stücke in konischen Körben von 43 Zentimetern Durchmesser und 5 Zentimetern Tiefe zu sammeln, fortiebt die übrige Arbeiterschaft den Graphit durch Aufgeben auf geneigte Siebe von verschiedenen Maschenweiten. Die gesiebten Stücke werden dann in kleinen Körben nach einem anderen Teil des Hofes gebracht, um dort von Frauen und Mädchen mit kleinen Eisenbeilen von Quarz und sonstigen Unreinigkeiten befreit zu werden. Das auf diese Weise sortierte Material wird dann

auf einen anderen Hof getragen, wo es mit Wasser abgeseigt und mit der Hand abgerieben wird. Während man das so vorbereitete Material nochmals mit der Hand auf einem flach am Boden liegenden Sieb bearbeitet, wird das sogenannte „arme Material“ mittels hölzerner zylindrischer Hämmer zu Pulver zerkleinert und in Säcke gefüllt. In einigen Gruben erfolgt eine weitere Konzentration, indem der Graphit in einer Waschrube mit Wasser und Mührwerken bearbeitet wird, wobei sich die schweren Verunreinigungen zu Boden setzen und der Graphit an der Sonne getrocknet und abgeschöpft wird. Als Handelsware unterscheidet man „Large lumps“ (große Stücke), „Chips“ (Späne), „Dust“ (Staub) und „fine or flying dust“ (feinen Staub); hinsichtlich der Qualität unterscheidet man gleichfalls verschiedene Sorten. Der Qualität entsprechend, sind die Preise sehr schwankend; sie variieren zwischen 70—1200 Mk. pro Tonne, während der Zoll 5 Rupien (zirka 8 Mk.) für jede Tonne beträgt.

Die Graphitindustrie spielt heute auf dem Weltmarkt eine große Rolle. An der Weltproduktion ist Ceylon hinsichtlich der gewonnenen Menge nur mit 30 Proz., hinsichtlich des Wertes aber mit 80 Proz. beteiligt. Davon entfällt auch ein großer Teil auf Deutschland, das unter den Importländern in bezug auf Ceylon-Graphit an dritter Stelle steht.

**Vom klerikalen Mutterstaat.** Unsere Ultramontanen weinen immer noch dem Kirchenstaat blutige Tränen nach und möchten, wenn es nur irgend denkbar wäre, die Revolution ungeschehen gemacht wissen, die der klerikalen Mißwirtschaft in Italien ein Ende gemacht hat. Wenn dieses Pfaffenregiment nicht ganz unverbesserlich gewesen wäre, so hätte es aus den Ereignissen gelernt: seit der französischen Revolution mehrmals beseitigt, wurde die weltliche Herrschaft des Papstes immer wieder durch fremde Hilfe ausgerichtet, ohne daß hernach irgendwelche Ursachen der Unzufriedenheit behoben worden wären. Vielmehr erlebte allemal der ganze alte Aufzug eine fröhliche Umrüstung. Ein paar Jahre, nachdem an die Stelle der römischen Republik durch das Eingreifen von Engländern, Russen und Türken wieder die päpstliche Regierung getreten war, kam der treffliche Johann Gottfried Seume in den Kirchenstaat und nach Rom. Er vermag keine Worte zu finden, scharf genug für den Mattenkönig von alten Mißbräuden und feudalem Unrat, den er am Sitz des Papsttums antraf. Die größte Not herrschte unter dem Bettelvolk von Rom. Während Leute auf offener Straße Hungers sterben, präzt der Alerus, „das geistliche Wastheer“, wie Seume sich ausdrückt. Im ganzen Land besteht die größte Unsicherheit wegen der zahllosen Vandalen. Von Ordnung und Gerechtigkeit ist keine Spur zu finden. Die Kardinalen gelten für Beschützer der Verbrecher. In ganz Marino und Albano gibt es keine öffentliche Schule. „Der Kirchenstaat ist eine Einöde rund um Rom herum“, sagt Seume schließlich. Durch Napoleon wieder aufgehoben, wird der Kirchenstaat 1814 wieder hergestellt und gleich erwirbt ihm das herrschende Pfaffenregiment wieder den Ruf, daß er der am schlechtesten regierte Staat von ganz Westeuropa sei. Der deutsche Historiker der dreißiger Jahre, dessen revolutionärgeschichtliches Buch dem jungen Lassalle zuerst Begeisterung für die große französische Umwälzung eingeflößt hat, Heinrich Elzner, charakterisiert das päpstliche Regiment der Zeit der heiligen Allianz als ein abscheuliches System des Nepotismus, den Hof zu Rom als einen „Schwamm, der alle öffentlichen Hilfsquellen des Landes aufsaugt und unter verschiedenen Titeln seine Günstlinge zur Ausbeutung in die Provinzen sendet.“ Von Rechtsgarantien für die persönliche Freiheit ist im Kirchenstaat gar keine Rede, es herrscht die vollkommene Willkür, die Rechtspflege ist in den Händen käuflicher Richter, und „das Steuerwesen des Papstes mag ihm derjenige verzeihen, dessen Statthalter er ist, seine gedrückten Untertanen wenigstens können es nicht.“ Daran ist kein Wort zuviel: Steuerpacht- und Monopolwesen waren im Kirchenstaat noch immer so schlimm, wie nur in irgendeinem Lande vor der französischen Revolution. Bezeichnend für den Geist der klerikalen Dunkelmänner, die seit 1814 wieder in Rom regierten, ist die Tatsache, daß sie alsbald in Rom die Straßenbeleuchtung abschafften. Man sieht, unsere Streichhölzer und Glühkörper besteuerten Schwarzen verfahren nach großen Mustern mit ihrer Lichtfeindlichkeit. Schnelligst wurde auch den Bewohnern des Kirchenstaats das Wesen politischer Schriften verboten. Volkswirtschaftliche Bücher kamen auf den Index. Kein Wunder, daß im Kirchenstaat nach wie vor die einzigen Gewerbe, die außer dem geistlichen florierten, der Bettel und der Straßenraub waren. Einen guten Begriff von der volkswirtschaftlichen Weisheit, über die der heilige Stuhl

verfügte, gibt der Zolltarif, mit dem Papst Pius VI kurz vor seinem Tode und vor der Revolution v. 1831 seine Lande beglückte. Am 1. Mai 1830 trug dieses Musterwerk klerikaler Staatskunst in Rom für den eigentlichen Urheber gilt der Generalsekretär des Schatzes, Garanti, der da vermeinte, mit einem System schwerster Schutzzölle die Industrie des Kirchenstaates, besonders aber auch die höchst tragischen päpstlichen Finanzen auf die Beine zu bringen. Die Zölle waren ganz ungeheuerliche, auch die Steuern, die im Kirchenstaat überhaupt nicht erhoben wurden, wo also bloß der fiskalische Zweck Frage kam. So steigerte bei Mantua und farbige Muffeln der Zoll den Preis der Ware um 10 Prozent. Mit dem Zollste aber war, daß grobes und feines Tuch gleich hohe Gewichtszölle trug, nämlich pro römisches Pfund einen Scudo. Die ausgesprochene Absicht war, dadurch die Fabrikation von Muffeln zu heben, die schon im Kirchenstaat betrieben wurde. „Auf diese Weise zahlte aber“, sagt der gleichzeitige Historiker Venturini in seiner Chronik des Jahres 1830, „ein Stück feines Tuch, das hundert Pfaster wert war, etwa 40 Pfaster, während ein 30 Pfaster werkes grobes Tuch an hundert Pfaster Zoll zahlte. Wer trug nun die Steuerlasten an sich? War es der mit seinem Tuch bekleidete Reiche oder der mit den größten Tüchern sich behelfende Arme?“ Nach diesem Proben päpstlicher Wirtschafts- und Steuerpolitik kann man sich kaum noch über etwas wundern. Bemerkenswert sind aber noch die Bestimmungen des Zolltarifs von 1830, die von den Büchern handeln. Da wird nämlich auch auf Bücher ein Gewichtszoll gelegt. Hundert Pfund gebundene Bücher unterliegen einer Steuer von 15 Scudi, was auf einen ganz gewöhnlichen Quartband schon 75 Pfennig ausmachte. Reisende die zu wissenschaftlichen Zwecken Bücher bei sich führen, müssen durch eigenhändige Unterschrift auf ihr Ehrenwort versichern, daß nur sie allein solche Bücher gebrauchen wollen, müssen aber trotzdem auf eine mäßige Miste 50 bis 60 Scudi Einfuhrzoll entrichten. Es ist ganz klar, daß hierbei die edle Absicht mit zu Grunde lag, dem Volk die Dummheit zu erhalten; sonderbar eigentlich, daß unsere klerikalen Volksverdummer bei der Suche nach geeigneten Steuerobjekten noch nicht diesen gottvollen Einfall des Unschlaren angenommen haben, eine ordentliche Gewichtsteuer auf Bücher zu legen. Wie der Buchhandel in Rom bei dem Zolltarif von 1830 gedieh, bedarf weiter keiner Erwähnung. Und es braucht auch kaum gesagt zu werden, daß er auch sonst keinem Gewerbe emporgeholfen hat, mit Ausnahme des Gewerbes der Schmuggler, die nun noch tätiger waren, als früher. Von industriellem Fortschritt aber war nichts zu merken. Der Handel nahm vielmehr ab, und auf der Handelsmesse von Sinigaglia war weniger zu tun als je zuvor. Zahlreiche Bankrotterfolgten. Und es gab soviel Lumpenproletariat in Rom, wie nur je. Alle Tage lagerten im Kolosseum große Massen von Bettlern, die auf Brotverteilung lauerten. Der Tarif steigerte nicht das Wohlbefinden, sondern die Unzufriedenheit der Bevölkerung des Kirchenstaats, und es verging kein Jahr, ehe der revolutionäre Ausbruch erfolgte. Der leitende Minister des Staats aber, der dann Truppen schickte, um der Klerisei wieder die Herrschaft zu sichern, der österreichische Staatsmann Metternich selber, hat da zumal den heiligen Stuhl charakterisiert als die dümmste Regierung in ganz Europa. —y.

**Neue Bücher.** Als eine Streitschrift gegen Schwächen und Torheiten des täglichen Lebens kann man Max Hammerichs Buch „Dinge, die man nicht sagt“ (München, Albert Langen) bezeichnen. Mit einer an Dürbheit grenzenden Satire geht der Verfasser gegen manchen Kops vor, der es längst verdient hätte, abgesehen zu sein. Als Kampfschrift gegen jede Art von gesellschaftlicher Heuchelei ist dieses ehrliche Buch entschieden zu begrüßen. — Als 50. Band der Internationalen Bibliothek (Stuttgart, J. G. W. Diez Nachf.) liegt ein neues Werk von Karl Rautsky „Vermehrung und Entwicklung in Natur und Gesellschaft“ vor. Das Buch behandelt die Frage der Uebersättigung und füllt in seiner tieferschöpfenden Art eine Lücke in der einschlägigen Literatur aus. — Eine gemeinverständliche Schrift über die Kometen ist ein bei Kaden u. Co. in Dresden erschienen, mit Illustrationen versehenes Buch „Kometen — Wissenschaft und Aberglaube“ zu nennen; Fritz Dübell und Franz Diederich sind die Verfasser. Besonders interessant ist das Kapitel „Aberglaube und Politik“.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!